



Leseprobe

David Yoon

Frankly in Love

Frank liebt Joy. Joy liebt Frank. Das erzählen sie jedenfalls ihren Eltern.

»David Yoon baut [...] eine moderne Liebesgeschichte auf, die es locker mit ›Romeo und Julia‹ aufnehmen kann und nicht nur viele spannende Situationen bereithält [...]. Einfach lesenswert.« *Wiener Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 496

Erscheinungstermin: 09. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Frank liebt Joy. Joy liebt Frank. Das erzählen sie jedenfalls ihren Eltern ...

Als Sohn koreanischer Einwanderer in Kalifornien lebt Frank Li zwischen zwei Welten. Obwohl er fast kein Koreanisch spricht, respektiert er seine Eltern, die ihm alles ermöglicht haben. Doch sie haben eine Regel: Frank darf nur ein koreanisches Mädchen daten. Als Frank sich in Brit verliebt, ein weißes Mädchen, schließt er mit seiner Kindheitsfreundin Joy einen Pakt: Sie werden ein offizielles Paar, während sie heimlich jemand anderen treffen. Was soll da schon schiefgehen? Doch als Franks Leben eine unerwartete Wendung nimmt, merkt er, dass er rein gar nichts verstanden hat: weder die Liebe noch sich selbst ...

David Yoon erzählt über das Finden der eigenen Identität, kulturelle Missverständnisse und Rassismus und verknüpft diese Themen brillant und lebendig in einer Geschichte über Liebe in all ihren Formen.



Autor

David Yoon

David Yoon wuchs in Kalifornien auf und lebt heute mit seiner Frau, der Autorin Nicola Yoon, und ihrer gemeinsamen Tochter in Los Angeles. Er schuf die Illustrationen für den New-York-Times-Bestseller »Du neben mir und zwischen uns die ganze Welt«. Sein Debüt »Frankly in Love« stürmte auf Anhieb die New-York-Times-Bestsellerliste.

David Yoon
Frankly in Love

DAVID YOON

FRANKLY
IN
LOVE

Aus dem Englischen
von Claudia Max



Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj-Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:

www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House
Verlagsgruppe FSC® N001967

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2021

Erstmals als cbt Taschenbuch November 2021

Copyright © 2019 by David Yoon

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Frankly in Love« bei G.P. Putnam's Sons, an imprint of Penguin Random House LLC, New York.

Produced by Alloy Entertainment, LLC

© 2021 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Claudia Max

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie,

unter Verwendung eines Motivs von

[Shutterstock.com/barkarola](https://www.shutterstock.com/barkarola)

he · Herstellung: LW

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-31453-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Nicki & Penny & Mom & Dad

inhalt

	bevor es losgeht	11
	das herbsthalbjahr der zwölften in der highschoolzeit des frühen menschlichen lebens	13
kapitel 1	lake girlfriend	15
kapitel 2	achtung, metaphor	27
kapitel 3	mehr besser	41
kapitel 4	schon ziemlich schlimm	52
kapitel 5	realitätencrash	66
kapitel 6	schmachten und sterben	74
kapitel 7	planet frank	85
kapitel 8	ich mache joy einen vorschlag	97
kapitel 9	perfekte manipulation	111

	frank li verliebt	119
kapitel 10	alte neue lieben	121
kapitel 11	edelsteintausch	136
kapitel 12	erleuchtend	148
kapitel 13	danke, bulit	167
kapitel 14	mehr wahr	188
kapitel 15	gemeinsam allein	202
	einmal die welt durchschütteln und sehen, was hängen bleibt	215
kapitel 16	abwarten-modus	217
kapitel 17	vielleicht ist es anders	230
kapitel 18	schwarze schwarze schafe	240
kapitel 19	hey internet, was sind	250
kapitel 20	per geburt festgenagelt	252
kapitel 21	limettengrüner nebel	271
kapitel 22	feuertag	292
kapitel 23	ihr essen melone	303
kapitel 24	dieselbe schule	315

kapitel 25	der beste pups	333
kapitel 26	der schlechte witz	344
kapitel 27	wir sind okay	360
	du eigen dein weg du gehen müssen	379
kapitel 28	hallo, ironie	381
kapitel 29	dünne & dicke	396
kapitel 30	ein land namens hanna li	410
kapitel 31	oobleck	417
kapitel 32	alpha & omega	436
kapitel 33	dreckslicht	443
kapitel 34	wenn du das sagst	453
kapitel 35	champagner aus der champagne	460
kapitel 36	leben ist nur ein traum	467
kapitel 37	brandgefahr niedrig	474
	thanksgiving	479
	nachdem wir aufhören	481

bevor es losgeht

Eigentlich habe ich zwei Namen.

So lautet meine Standardantwort auf die Frage nach meinem zweiten Vornamen. Ich sage:

Eigentlich habe ich zwei Namen.

Mein erster Name ist Frank Li. Der Hauptgrund, warum mir Mom-n-Dad diesen Namen gegeben haben, war die Buchstabenanzahl.

Ja, echt jetzt: F+R+A+N+K+L+I ergibt sieben Buchstaben, und Sieben gilt in Amerika als Glückszahl.

Frank ist mein amerikanischer Name, will heißen, der Name, mit dem mich alle ansprechen.

Mein zweiter Name ist Sung-Min Li, das ist mein koreanischer Name, der einer ähnlich zahlenmystischen Weltanschauung folgt:

S+U+N+G+M+I+N+L+I besteht aus neun Buchstaben, und Neun gilt in Korea als Glückszahl. Kein Mensch nennt mich Sung-Min, nicht mal Mom-n-Dad. Sie nennen mich ausschließlich Frank.

Das ist der Grund, warum ich keinen zweiten Vornamen habe, sondern zwei Namen.

Wie auch immer: Vermutlich sollen mich die zwei Glückszahlen Sieben und Neun zu so was wie einer Brücke zwischen den Kulturen machen oder so einen Scheiß.

Amerika, darf ich vorstellen: Korea. Korea, darf ich vorstellen: Amerika.

Alle zufrieden? Kann ich jetzt einfach mein Ding machen?

Alles klar.

das herbsthalbjahr

der zwölften

in der highschoolzeit

des frühen menschlichen Lebens

lake girlfriend

Die Zwölfte, das letzte Jahr an der Highschool, ist angefangen.

Ist angefangen klingt cooler als das normalere *hat angefangen* – wenn man es richtig sagt, klingt man wie der einzige überlebende Ritter, der dem ermatteten, sich ängstlich mit schlaffer Hand über das Gesicht fahrenden König die fatale Nachricht der bevorstehenden Niederlage überbringt. *Der letzte Angriff ist angefangen, Euer Gnaden. Der Untergang des Hauses Li ist angefangen.*

Ich bin in diesem Szenario übrigens der König und fahre mir ängstlich über das Gesicht.

Denn das letzte Jahr an der Highschool ist angefangen.

Manchmal denke ich ein halbes Jahr zurück, an die friedlichen Tage der Elften. Wie wir auf der Wiese herumgesprungen sind. Damals, nach dem PSAT, dem Vorbereitungstest für die Uni-Eignungsprüfung SAT, die in Playa Mesa, in Kalifornien, in den Vereinigten Staaten, fast überall angewendet wird, um zu beurteilen, ob ein früher Mensch für den Eintritt in eine höhere Bildungseinrichtung geeignet ist.

Aber der PSAT?

Bloß ein Probelauf, haben wir Elftklässler getönt. *Interessiert einen Scheiß, Euer Gnaden!*

Wie wir in der Sonne gechillt haben und Witze über den einen Abschnitt zum Textverständnis gerissen haben, in dem es um das Experiment ging, ob es Hunden leichter fällt, einen Eimer umzukippen (einfacher), um an ihr Futter heranzukommen, oder an einem Seil zu ziehen (kniffliger). Entsprechend des Textabschnittes und der Ergebnisse in Darstellung 4:

- A) Lösten die Hunde eher die Seilaufgabe oder die Eimeraufgabe?
 - B) Waren sie von der Seilaufgabe frustrierter als von der Eimeraufgabe?
 - C) Nahmen sie es eher ihrer menschlichen Bezugsperson übel, dass sie ihnen überhaupt eine so absurde Aufgabe gestellt hat, echt jetzt, gib uns das Futter einfach in einem verdammten Hundnapf wie ein normaler Mensch?
- Oder
- D) Fahren sie sich eher ängstlich mit der Pfote über das Gesicht?

Die Antwort lautete D.

An dem Tag, an dem die Ergebnisse bekannt gegeben wurden, stellte ich fest, dass ich von möglichen 1520 Punkten insgesamt 1400 erreicht hatte, also 96 Prozent. Von meinen Freunden hat mir das kräftige, spontane High Fives eingetragen, für mich klangen die allerdings eher

nach einem Hämmern – bumm, bumm, bumm – gegen die verschlossene Tür einer Gruft.

Das Ziel war 1500 gewesen.

Als ich es Mom-n-Dad sagte, starrten sie mich mit demselben Mitleid und Unglauben an, mit dem man einen toten kleinen Spatz im Park betrachtet. Und Mom meinte allen Ernstes:

Keine Sorge, wir dich noch lieben.

Die Wörter *Ich liebe dich* hat Mom exakt zwei Mal in meinem Leben ausgesprochen. Einmal bei den 1400, das andere Mal, als sie nach der Beerdigung ihrer Mutter aus Korea anrief, da war ich zehn. Hanna und ich sind damals nicht mitgeflogen. Dad hat im Laden gearbeitet; er ist auch zu Hause geblieben.

Im Nachhinein finde ich es seltsam, dass wir nicht alle bei der Beerdigung waren.

Im Nachhinein bin ich insgeheim aber auch froh, dass ich nicht dabei war. Ich habe meine Grandma nur einmal getroffen, als ich sechs war. Sie sprach kein Englisch, ich kein Koreanisch.

Insoweit ist es im Nachhinein eigentlich dann doch nicht so seltsam, dass wir nicht alle dort waren.

Dad hat die Wörter *Ich liebe dich* haargenau null Mal in meinem Leben gesagt.

Aber zurück zum PSAT-Ergebnis.

Ein Ergebnis von 1500 hätte im Sinne von Prognose, Indikator für zukünftige Entwicklungen, Omen, Vorbote oder einem der vielen anderen Wörter aus der nun nutzlosen PSAT-Vokabelliste bedeutet, dass ich den richtigen SAT vermutlich schießhoch genug hinlegen würde, um

die Aufmerksamkeit von *The Harvard* zu wecken, der Topuniversität Nummer eins in den gesamten Vereinigten Staaten, wenn es nach Mom-n-Dad geht.

1400 hingegen bedeutet, dass ich mit meinem Bewerbungsesay gerade mal hoch genug S-A-T-e-n werde, um es nach Berkeley zu schaffen, was in den Augen von Mom-n-Dad – im Vergleich zu *The Harvard* – bloß ein kläglicher Trostpreis ist. Und manchmal, nur eine Nanosekunde lang, verleitet mich ihr Hirnkasten tatsächlich zu dem Gedanken:

Berkeley ist Schrott.

Den Begriff *Hirnkasten* hat sich meine große Schwester Hanna ausgedacht, analog zu *Schwitzkasten*, bloß gilt der Würgegriff dabei nicht dem Kopf, sondern den Gedanken. Hanna lebt in Boston in der Nähe des anderen Berkeley, nämlich des Berklee College of Music.

Berklee ist meine wahre Traum-Uni. Mom-n-Dad haben diese Idee allerdings schon rundweg abgeschmettert. *Musik? Wie du verdienst Geld? Wie du essen?*

Hannas zwei Namen lauten Hanna Li (Buchstabenanzahl: sieben) und Ji-Young Li (neun). Dad hat Hanna Li nach Honalee benannt, jenem Land in der bekannten Kiffer-Hymne aus den Sechzigern, die sich als Kinderlied tarnt: »Puff (The Magic Dragon)«. Der Song hat es in den Siebzigern an Seouls Highschools in den Englischunterricht geschafft. Dad, der noch nie in seinem Leben gekifft hat, war völlig ahnungslos, was er da sang.

Hanna ist die Älteste; sie hat alles richtig gemacht. Mom-n-Dad haben sie angehalten, fleißig zu lernen, also lieferte sie nur Bestnoten ab. Sie haben ihr gesagt, sie

solle sich an *The Harvard* einschreiben, also hat sie auch das getan und dort mit Auszeichnung ihr Examen abgelegt. Anschließend hat sie an die Harvard Law School gewechselt und mit einem Satz nach vorn abgeschlossen, der groß genug war, um sie über gleichaltrige Assistenten bei Eastern Edge Consulting zu katapultieren, einer Beratungsfirma in bester Innenstadtlage, die sich darauf spezialisiert hat, für millionenschwere Tech-Firmen absurde Patente auszuhandeln. Mittlerweile versucht sie sich in ihrem Homeoffice hoch oben auf dem noblen Beacon Hill sogar in Risikokapital. Unter der Woche trägt sie sehr teure Hosenanzüge; an den Wochenenden praktische (aber immer noch sehr teure) Kleider. Eigentlich gehört sie aufs Cover irgendeines Geschäftsreisemagazins oder so.

Aber dann hat Hanna ein einziges Mal das Falsche getan. Sie hat sich verliebt.

Sich zu verlieben ist ja eigentlich nichts Schlimmes. Aber wenn es dabei um einen schwarzen Typen geht, wiegt das schwer genug, um alles andere, was sie im Leben richtig gemacht hat, auszulöschen. Besagter Typ hat ihr einen Ring gegeben, den Mom-n-Dad nicht gesehen haben und vielleicht auch nie sehen werden.

In einer anderen Familie, vielleicht auf einem anderen Planeten, wäre dieser dunkelhäutige Junge in den Sommerferien mit nach Hause gebracht worden, damit er die Familie kennenlernt, und der Name *Miles Lane* hätte ausgesprochen werden dürfen.

Aber wir leben auf diesem Planeten, und Mom-n-Dad sind Mom-n-Dad, deshalb wird es auch diesen Sommer

keine Hanna geben. Sie fehlt mir. Aber ich verstehe, warum sie nicht nach Hause kommt. Obwohl das bedeutet, dass ich mir selbst überlassen bin und keinen haben werde, mit dem ich Witze reißen kann.

Das letzte Mal war sie vor zwei Jahren an Thanksgiving zu Hause. Es war bei einem der Treffen. Die Changs waren als Gastgeber an der Reihe. Ich bin nicht sicher, warum Hanna es an diesem Abend getan hat. *Übrigens, ich bin mit diesem Jungen zusammen*, sagte sie. *Und er ist der Richtige.*

Und sie hielt Mom-n-Dad und allen anderen ihr Handy mit einem Foto von Miles entgegen. Es war, als hätte sie einen Schweigezauber über den Raum gelegt. Keiner gab einen Mucks von sich.

Nach einer langen Minute wurde das Handydisplay von selbst dunkel.

Mom-n-Dad gingen zur Haustür, zogen ihre Schuhe an und warteten mit gesenktem Blick auf Hanna und mich. Wir verließen das Treffen ohne eine Erklärung – die auch nicht nötig war –, und am nächsten Morgen bestieg meine Schwester einen Flieger zurück nach Boston, vier Tage früher als geplant. Ein Jahr später, nach sechs oder sieben Hanna-freien Treffen, wagte Ella Chang, das Wort *verstoßen* zu murmeln.

Und das Leben ging weiter. Mom-n-Dad redeten nicht mehr über Hanna. Sie taten, als sei sie in ein Land gezogen, in dem es keine modernen Kommunikationsmittel gibt. Wann immer ich das Thema auf Hanna brachte, schauten sie allen Ernstes – allen Ernstes! – weg und schwiegen, bis ich aufgab. Was ich nach einer Weile auch tat.

Genau wie Hanna. Ihre Nachrichten reduzierten sich von jeden Tag auf jeden zweiten Tag, dann auf jede Woche und so weiter. So funktioniert Verstoßen. Es fällt nicht etwa irgendein letzter Satz während eines Familientribunals. Verstoßen ist ein schrittweiser Prozess der Nichtbeachtung. Seit Mom-n-Dad Hanna abgeschrieben haben, beschloss diese, dasselbe mit ihnen zu tun. Was ich verstehen kann.

Aber ich habe meine Schwester nie abgeschrieben. Und das habe ich auch immer noch nicht.

Es ist erschreckend, dabei zuzusehen, wie jemand, den man liebt, plötzlich verschwindet.

Mit Q rede ich oft über Hanna. Q ist das, was ich meinen Brudi nenne, und ich bin seiner.

Ich bin Q echt dankbar für seine Geduld. Sich anhören zu müssen, dass Mom-n-Dad einen Jungen abgelehnt haben, der dieselbe Hautfarbe hat wie er, ist garantiert nicht besonders toll.

Qs vollständiger Name lautet Q Lee. Er Lee, ich Li. Als wären wir zwei Brüder, einer mit einer koreanischen, der andere mit einer afroamerikanischen Mutter. Seine Eltern, Mr. und Mrs. Lee, sind ganz normale Leute, die sich immer noch zu wundern scheinen, dass sie so einen Vollnerd von Sohn in die Welt gesetzt haben. Seine Zwillingsschwester Evon ist so was von heiß, dass ich sie kaum anschauen kann. Evon Lee – wie »keine schöner als sie«.

Qs Q hat weiter keine Bedeutung: Es ist einfach Q. Vor ein paar Monaten, an seinem achtzehnten Geburtstag, beschloss Q lediglich, sich einen neuen Namen zu geben. Eigentlich kam er als Will Lee zur Welt. Will Lee.

Zeig uns deinen Willy, Will Lee, hieß es ständig.

Gute Entscheidung mit der Namensänderung, Q.

Wie die meisten Nerds verbringen Q und ich unsere Zeit damit, uns obskure Filme anzusehen, zu zocken, die diversen Absurditäten der Wirklichkeit auf das Wesentliche zu reduzieren und so weiter. Über Mädchen reden wir, aus Ermangelung an Material, eher selten. Keiner von uns beiden hatte schon mal eine Freundin. Weiter als bis zu einem versehentlichen Kuss mit Gina Wie-hieß-sie-doch-gleich beim Kugelschreiberdrehen in der Achten habe ich mich noch nicht in die Mädchenuntiefen vorge-wagt. Der Kuss sollte eigentlich die Wange treffen, doch sowohl Gina als auch ich küssten daneben und berührten stattdessen die Lippen des anderen. Ooo-ooo-oooh.

Der einzige Zeitpunkt und der einzige Ort, an dem wir das Thema Mädchen wenigstens indirekt ansprechen, ist am Ufer von Lake Girlfriend.

Lake Girlfriend – der Mädchensee – befindet sich in der Westchester Mall, dem größten Einkaufszentrum in Orange County. Aus irgendeinem Grund stehen dort bis nach Mitternacht, lange nach Geschäftsschluss, sämtliche Türen offen. Dann verwandelt sich die Mall in einen wunderschön leeren, gelassen-apokalyptischen Raum, den niemand in ganz Südkalifornien zu kennen scheint.

Nur zwei Sicherheitsleute patrouillieren durch die knapp dreihunderttausend Quadratmeter des menschen-leeren Shoppingcenters. Sie heißen Camille und Oscar. Sie kennen Q und mich schon und wissen, dass zwischen uns nichts läuft und wir bloß zwei Typen mit schrägen Vorstel-lungen sind, womit man seine Zeit verbringen kann.

Lake Girlfriend ist der Brunnen im Crystal Atrium der Westchester Mall, vor dem Nordstrom-Kaufhaus. Es ist ein niedriges, poliertes Gebilde aus schlichten modernistischen Winkeln. Eine noble Messingplatte verkündet KEIN TRINKWASSER. Der höhlenartig geschichtete Raum wird von oben mit undefinierbarem Jazz beschallt und erzeugt widerhallende Arpeggios.

Ich nenne den Brunnen Mädchensee, weil ich die Hoffnung habe, dass bei ausreichendem Einwurf von Bekenntnissen und Opfergaben ein Mädchen aus seiner glitzernen Oberfläche aufsteigen und mir ihre Hand anbieten wird.

Q und ich sitzen im Schneidersitz auf dem schokoladenfarbenen Steinrand. Wir sehen zu, wie Wasser aus dem achteckigen höchsten Brunnenbecken sprudelt und sich erst durch einen Steinkamm und dann über Stufen in ein mit funkelnden Münzen bedecktes Bassin ergießt.

Ich hole meinen Tascam-Audiorekorder aus meinem Armeerucksack, ein putziges kleines Gerät, nicht größer als eine TV-Fernbedienung, und nehme das Geräusch auf: gedämpfter, satter Sirup mit rosa Rauschen und dem gelegentlichen *Pwip* großer Blasen. Quasi schon ein vollständiges Riff. Ich schalte den Rekorder aus und packe ihn weg, damit Q und ich loslegen können.

»Ideale Eigenschaften bei einer Frau«, sage ich. »Du fängst an.«

Q stützt das Kinn auf die Fäuste. »Spricht mindestens zwei Fremdsprachen.«

»Und?«, sage ich.

»Kann auf Profiniveau Oboe spielen«, sagt Q.

»Q«, sage ich.

»Tagsüber Professorin an einer Eliteuni, abends abtrünnig als Ballerina.«

»Ich nehme an, diese Liste hat nichts mit der Realität zu tun«, sage ich.

»Man darf schließlich träumen, oder?«, sagt Q.

Im weißen Rauschen von Lake Girlfriend ist er kaum zu verstehen, aber ich glaube, das ist genau das Ding mit diesem Ort: Er macht es so einfach, über Sachen wie ideale Mädchen zu reden. Es ist, als würde man laut Selbstgespräche führen, aber in Anwesenheit des anderen.

»Nun du«, sagt Q.

Ich überlege. Hundert Gesichter gehen mir durch den Kopf, alle auf ihre Art hübsch. Tausend Kombinationen von Möglichkeiten. Bei sorgfältigem Hinsehen trägt jeder Schönheit in sich. Wie so vieles auf der Welt. Einmal habe ich beim Durchschneiden einer Zwiebel entdeckt, dass die Ringe in der Mitte zu einem perfekten Herzen zusammengedrückt worden waren. Einmal –

»Frank?«, fragt Q. »Zum Sprechen musst du den Mund aufmachen.«

»Yo«, sage ich. »Also ...«

Q schaut mich an und wartet.

»Vermutlich muss sie vor allem freundlich sein, das ist am wichtigsten.«

Q zieht die Augenbrauen hoch. »Also keine fiesen Zicken. Verstehe.«

»Und sie sollte mich zum Lachen bringen«, sage ich.

»Irgendwelche anderen wichtigen Kriterien?«, sagt Q.

Ich überlege. Alles andere – Hobbys, Musikgeschmack,

Stilbewusstsein – scheint mir nicht so wichtig. Ich schüttle deshalb den Kopf.

Q betrachtet den Brunnen mit einem Schulterzucken.

»Das ist superromantisch, also im Prinzip.«

»Prinzipiell«, sage ich.

Wir starren beide einen Moment lang auf den Brunnen. Dann deute ich durch das rituelle Kramen nach geweihten Münzen in der Vordertasche meiner Jeans das Ende unseres Besuchs an: eine Münze für mich, eine für Q. Er wirft seine mit einem Pupsgeräusch hinein. Ich drücke meine kurz und schnipse sie ins Wasser, *plopp*. Die Münzen landen auf dem versunkenen Haufen der nach dem Zufallsprinzip geäußerten Wünsche: guten Noten, Beförderungen, Lotterieträumen und vor allem Liebe.

Doch niemand entsteigt dem glitzernden Wasser.

Q weiß es nicht, aber ein Kriterium für meine ideale Frau habe ich unterschlagen. Obwohl ich mir darüber am häufigsten den Kopf zerbreche, spreche ich es nicht gern an.

Meine ideale Frau sollte vermutlich eine Amerikanerin koreanischer Abstammung sein.

Es ist nicht zwingend notwendig. Eigentlich ist es mir total egal. Aber es würde alles einfacher machen.

Bisher habe ich die Zehen erst zweimal in Date-Untiefen gesteckt, und jedes Mal hat mich etwas abgehalten, mich hineinzustürzen. Eine Art Lähmung. Ich glaube, es hat damit zu tun, dass ich nicht sagen kann, was schlimmer wäre: etwas mit einem Mädchen anzufangen, das meine Eltern hassen, oder etwas mit einem Mädchen anzufangen, das meine Eltern lieben. Geächtet zu werden oder ihre Erwartungen haarklein zu erfüllen.

Andererseits machen koreanischstämmige Amerikaner nur ein Prozent der Bevölkerung der kalifornischen Republik aus, wovon zwölf Prozent Mädchen in meinem Alter sind, was wiederum bedeutet, dass auf fünf Quadratkilometer nur ein Mädchen als Partnerin infrage kommt. Wenn man dann noch diejenigen abzieht, die bereits vergeben sind, und die, mit denen ich nicht klarkommen würde, und – noch schlimmer – am Ende die Kriterien für die ideale Frau hinzufügt, werden es noch weniger potenzielle Dates. Und Lake Girlfriend schrumpft zu einem Fingerhut zusammen.

Ich vertage die Vorstellung von einem idealen Mädchen deshalb bis auf Weiteres. Allerdings vertage ich die Vorstellung schon seit Jahren.

»Man darf schließlich träumen«, sagt Q.

»Man darf schließlich träumen.«

achtung, metaphor

Mom-n-Dads Laden hat ebenfalls zwei Namen, genau wie Hanna und ich.

Der offizielle Name lautet *Fiesta Hoy Market*, aber ich werde mir nicht die Mühe machen, den zu übersetzen, denn echt jetzt, der Name ist doch voll geisteskrank. Der zweite Name lautet schlicht *LADEN*, sozusagen in Großbuchstaben. Laden ist der Gebrauchsname.

Mom-n-Dad arbeiten jeden Tag im Laden, von morgens bis abends, Wochentage, Feiertage, an Neujahr, 365 Tage im Jahr, ohne je Urlaub zu machen, und das, seit Hanna und ich auf der Welt sind.

Mom-n-Dad haben ihn von einem älteren koreanischen Ehepaar übernommen, das mit der ersten Migrantenwelle in den Sechzigern kam. Keine schriftlichen Verträge oder so was. Sie wurden einander bloß von einem guten Freund vorgestellt, darauf folgten Tee, dann Abendessen und schließlich viele tiefe Verbeugungen, die in herzlichen Handschlägen mit beiden Händen gipfelten. Das Ehepaar wollte sichergehen, dass ihr Laden in guten Händen landete. Guten, koreanischen Händen.

Von Playa Mesa, der dystopischen Perfektion von einem Vorort, in dem ich wohne, braucht man mit dem Auto eine Stunde dorthin. Der Laden befindet sich in einem armen, von der Sonne zerbröselten Teil Südkaliforniens, in dem größtenteils Einwanderer aus Mexiko oder Afrika wohnen. Dazwischen liegen Welten.

Die mittellose Kundschaft gibt Mom-n-Dad Lebensmittelmarken, die erst zu Geld werden und später irgendwann zu meinen Studiengebühren.

Die neueste Version des amerikanischen Traums.

Hoffentlich hat die nächste Version nichts mehr damit zu tun, dass Leute mit Lebensmittelmarken verarscht werden.

Im Moment bin ich gerade im Laden. Ich lehne mich gegen den Verkaufstresen. Der abgeblätterte Lack in der Mitte erinnert an Baumringe und zeugt von jedem Geschäft, das je über seine Oberfläche ging: Süßigkeiten und Bier und Windeln und Milch und Bier und Eis und Bier und Bier.

»Am Flughafen«, habe ich Q mal erklärt, »werden die Eigentumsurkunden nach Ethnien ausgegeben. Deshalb bekommen die Griechen Restaurants, die Chinesen Waschsalons und die Koreaner Schnapsläden.«

»Ach so funktioniert Amerika!«, sagte Q und nahm einen zutiefst ironischen Bissen von seinem Burrito.

Es ist heiß im Laden. Ich trage ein von Mottenlöchern perforiertes Shirt von Hardfloor, das kühle Schwarz passt zu meinen kühl-schwarzen Cargo-Shorts. Schwarz ist nicht gleich Schwarz. Es gibt warmes Schwarz und braunes Schwarz und lila Schwarz. Meine Armbänder sind

ein ganzer Regenbogen von Schwarztönen. Sämtliche Kleider oberhalb der Knöchel müssen schwarz sein. Bei Schuhen hingegen ist alles Mögliche erlaubt. Zum Beispiel meine signalgelben Turnschuhe.

Weil nur Süßigkeiten mit Schokolade auf Hitze reagieren und er diese sowieso schon in die Kühlzelle verfrachtet hat, weigert sich mein Vater, die Klimaanlage einzuschalten.

Ich schwitze also vor mich hin. Ein Fliegentrio vollführt unter pausenlosem *Srr-Srr*-Gesurr eine endlose Folge rechter Winkel in der Luft. Ich mache ein Foto und poste es mit der Unterschrift: *Fliegen sind die einzigen Lebewesen, die nach ihrer Hauptfortbewegungsart benannt sind.*

Es ist völlig sinnlos, dass ich Mom-n-Dad im Laden helfe. Schließlich verhindern sie schon mein ganzes Leben, dass ich mir einen Job suche.

»Lernen ordentlich, werden Doktor vielleicht«, sagt Dad immer.

»Oder berühmt Nachrichtensprecher«, sagt Mom immer. Letzteres ist mir schleierhaft.

Jedenfalls bin ich nur einen Tag der Woche im Laden, nämlich sonntags, und dann ausschließlich an der Kasse – kein schweres Heben, Aufräumen, Putzen, Auspreisen oder Verhandeln mit Lieferanten. Meine Mutter ruht sich zu Hause von der Frühschicht aus und überlässt die nächste Dad und mir. Ich habe sie im Verdacht, dass sie das Ganze eingefädelt hat, damit ich im letzten Jahr vor dem College eine engere Bindung zu meinem Vater aufbaue. Damit wir Vater-und-Sohn-Zeit verbringen. Tief-schürfende Gespräche führen.

Dad legt einen Gewichtshebergurt um und nimmt sich die Sackkarre mit Malt-Whisky-Kartons vor. Er erinnert ein bisschen an einen Hobbit: stämmig und kräftig und dickbeinig, bloß baumelt an seinem Gürtel statt eines Samtbeutels mit wertvollen Münzen ein Teppichmesser. Obwohl er schon Ende vierzig ist, hat er noch volles Haar. Schwer vorstellbar, dass er einen Bachelorabschluss in Seoul gemacht hat und jetzt hier gelandet ist. Wie viele Migranten wie er wohl in Hilfsarbeiterjobs malochen und ihre höhere Schulbildung verschweigen?

Er knallt den dunklen, pfeifenden Schlund der Kühlzelle zu.

»Du essen«, sagt er.

»Okay, Dad«, sage ich.

»Du gehen Taco. Nebenan. Hier, Geld.«

Er reicht mir einen Zwanziger.

»Okay, Dad.«

Ich sage oft *Okay, Dad* zu meinem Vater. Tiefsinniger wird es zwischen uns meistens nicht. Kann es meist auch nicht. Dads Englisch ist nicht toll und mein Koreanisch so gut wie nicht vorhanden. Ich bin mit Videospielen und Indie-Filmen aufgewachsen, Dad mit was weiß ich was.

Früher habe ich ihn über seine Kindheit ausgefragt. Oder über grundlegende Dinge, wie er sich zum Beispiel den Luxus einer Colleagueausbildung hatte leisten können. Immerhin ist er in armen Verhältnissen aufgewachsen, und zwar ärmer als arm. Das trifft auf meine beiden Eltern zu, damals, vor Koreas wirtschaftlicher Supernova in den späten Achtzigern. Dad meinte, wenn das Essen

knapp geworden sei, habe er Wollhandkrabben gefischt. Wie viele Leute in der tiefsten Provinz.

»Kleine Krabbis, alle in mein Netz krabbeln«, erklärte er mir. »Alle krabbeln krabbeln krabbeln übereinander, treten sich in Gesicht, versuchen ganz oben zu kommen.«

»Okay«, sagte ich.

»So Korea«, sagte er.

Als ich ihn fragte, was das bedeute, beendete er die Unterhaltung einfach mit der Bemerkung:

»Egal, Amerika besser. Besser du gehen College hier, lernen Englisch. Mehr Chancen.«

Das ist bei den meisten Gesprächen, die wir führen, sein Schachmattzug, selbst bei solchen, die ganz harmlos anfangen mit *Warum haben wir zu Hause eigentlich nie Koreanisch gesprochen?* oder *Warum machen ältere koreanische Typen so einen Kult um Chivas Regal?*

Er und ich haben uns deshalb angewöhnt, die Dinge meist bei *Okay, Dad* zu belassen.

»Okay, Dad«, sage ich.

Ich schnappe mir mein Telefon und gehe nach draußen, wo es noch heißer ist. Corridomusik aus der Carnicería nebenan plärrt über den leeren Parkplatz. Die Musik soll Fröhlichkeit verbreiten und Kunden anlocken. Es funktioniert nicht.

Srrr, Srr. Es ist Q.

Sei gegrüßt, alter Knabe, lass nach L.A. fahren. Freier Eintritt in den Museen heute. Ein paar von uns gehen hin.

Bedaure zutiefst, altes Haus, sage ich. *Hab ein Treffen.*

Ich werde Eure Gesellschaft missen, geschätzter Herr, sagt Q.

Und ich die Eure, mein Bester.

Q weiß, was mit *Treffen* gemeint ist.

Ich rede von einer Zusammenkunft von fünf Familien. Das klingt erst mal nach Mafia, aber in Wirklichkeit sind es nur Freunde von Mom-n-Dad, die sich immer abwechselnd bei einem von ihnen zum Essen treffen.

Diese Essen sind ebenso gewöhnlich wie außergewöhnlich: gewöhnlich im Sinne von: Hey, es ist einfach ein Essen. Außergewöhnlich insoweit, als sich die fünf Paare an der Universität von Seoul kennengelernt haben, Freunde geworden und gemeinsam nach Südkalifornien gezogen sind und es tatsächlich seit Jahrzehnten schaffen, sich mit ihren Familien zu treffen.

Der Tag neigt sich dem Ende zu. Mein Vater tauscht seine Ladenbesitzer-Persona gegen eine besser für das Treffen geeignete und zieht statt des Hemdes ein neues grau meliertes Poloshirt an, das Erfolg und Wohlstand ausstrahlt. Wir schließen ab und schalten das Licht aus. Danach fahren wir vierzig Minuten zu den Kims.

Sie sind dieses Mal dran, das Treffen auszurichten, und sie haben sich richtig ins Zeug gelegt, mit einem brasilianischen Barbecue, bei dem echte Brasilianer das Fleisch vor deinen Augen tranchieren und allen das Wort des Abends eintrichtern (chu●rra●sca●ri●a). An einer anderen Station kann man Wein verkosten, außerdem gibt es im Wohnzimmer einen Riesenfernseher mit funkelneuen VR-Headsets für die Kleinen, auf dem sie *Ocean Explorer* spielen können.

Alles schreit: *Uns geht es bestens in Amerika. Und euch?*

Zu den Erfolgssymbolen gehören auch die Kinder, vornehmlich wir älteren Kinder. Wir sind mehr oder weniger alle zur gleichen Zeit auf die Welt gekommen und in derselben Jahrgangsstufe. Wie B-Promis werden wir pausenlos diskutiert. *So-und-so ist Mannschaftskapitän beim Schul-Pentathlon geworden. So-und-so hält die Abschlussrede.*

Da ein Symbol zu sein eine ermüdende Rolle ist, verkriechen wir uns im Videozimmer oder sonst wo, während die kleineren Kinder draußen Amok laufen und die Erwachsenen sich beschickern und dabei zwanzig Jahre alte koreanische Popsongs schmettern, die keiner von uns versteht. Unter diesen Umständen haben wir uns im Laufe der Zeit auf eine sehr seltsame Art angefreundet:

- Wir verbringen nur einmal im Monat diese vier Stunden zusammen.
- Wir verlassen den Raum nur zum Essen.
- Außerhalb der Treffen sehen wir uns nie.

Die Treffen sind eine Welt für sich. Jedes ist eine Version eines für immer in einer Bernsteinblase festgehaltenen Koreas. Das Korea der frühen Neunziger, das Mom-n-Dad und den Rest ihrer Freunde in die Staaten gebracht haben – nachdem die Blase geplatzt ist. Die Koreaner in Korea haben sich in der Zwischenzeit weiterentwickelt, sind wohlhabender geworden, cleverer. Und vor der Tür der Kims tanzen mittlerweile amerikanische Kinder vor ihren Großbildschirmen zu K-Pop Dance Games.

Doch während der Treffen bleibt die Zeit für ein paar Stunden stehen. Letzten Endes sind wir Kinder nur wegen unserer Eltern hier. Würden wir sonst Zeit miteinander verbringen? Vermutlich nicht. Aber einfach nur rumhocken und uns gegenseitig ignorieren können wir auch nicht, das wäre ja öde. Also quatschen und philosophieren wir, bis es Zeit zum Aufbruch ist und wir wieder in unsere jeweilige Realität entlassen werden, wo die Uhr dann weitertickt.

Ich nenne uns die Limbos, nach dem englischen Wort *limbo* für Schwebezustand.

Monat für Monat sehe ich diesen seltsamen Treffen mit den Limbos, bei denen wir zwischen den Welten die Zeit aussitzen, mit Schrecken entgegen. Aber ich werde auch jeden Monat von Neuem daran erinnert, dass die meisten eigentlich ganz cool drauf sind.

Zum Beispiel John Lim (Buchstabenanzahl: sieben), der sein eigenes Videospiel entwickelt hat, das sich im App Store ziemlich gut verkauft.

Oder Ella Chang (neun), die blitzschnelle Solos auf dem Cello spielt.

Oder Andrew Kim (neun), der mit seinem YouTube-Partner ein richtig populäres Buch geschrieben hat.

Früher dachte ich immer, die Buchstaben unserer Namen zu zählen, sei eine schräge koreanische Angewohnheit.

Aber es war keine schräge koreanische Angewohnheit. Sondern bloß schräg.

Ich glaube, Leute, die bereit sind, in einem völlig fremden Land zu leben, sind auch bereit, sich ihre eigenen

schrägen Traditionen auszudenken. Schräg bringt schräg hervor.

Schräg schenkt uns Kindern allerdings auch ein unglaublich privilegiertes Leben und dafür bin ich immer dankbar. Wirklich.

Beim heutigen Treffen haben sich die Limbos in Andrews Zimmer zurückgezogen und spielen ein relativ brutales Multiplayer-Actionspiel.

»Hey«, sage ich.

»Hey«, sagen sie.

Da ist John Lim, der sein Gamepad in die Luft hält, als würde das irgendwas bringen. Und Andrew Kim, der angestrengt vor sich hin zischt. Und Ella Chang, die hinter ihrer Hornbrille seelenruhig alle anderen fertigmacht.

»Mitspielen?«, fragt Ella gedehnt.

»Gleich.«

Eine Limbo fehlt. Ich laufe durchs Haus, bis ich sie finde: Joy Song sitzt allein zwischen einem Haufen großer Legosteine im rosa Prinzessinnenzimmer von Andrew Kims kleiner Schwester.

Joy Song (Buchstabenanzahl: sieben), zweiter Name Yu-Jin Song (neun).

Als wir fünf, sechs, sieben waren, haben Joy und ich vor dem Essen immer die knusprigen Stücke vom Barbecuetisch gemopst. Dazu haben wir uns auf unsere Stühle gestellt, die Nudeln so hoch wie möglich gehalten und dann in den geöffneten Mund des anderen heruntergelassen. Früher haben wir uns auch gegenseitig Grashalme in die Hose gesteckt, doch dann habe ich eines Tages kurz ihre Vorderseite gesehen und kapiert, dass es nun an der

Zeit war, Angst vor Mädchen zu haben. Und die ist seither nie wieder verfliegen.

Gerade sitzt Joy Song in der Ecke und schnuppert an ihrer Oberlippe. Sie blickt zu mir auf – *ach, bloß Frank* – und schürzt weiter die Oberlippe. Es verleiht ihren Zügen, die ansonsten an glatte ovale Reisingnocchi erinnern, etwas Aufsässiges. Sie wendet sich wieder den Legosteinen zu und ordnet sie zu einer Reihe an.

Dazu hört sie über ihre winzigen Handylautsprecher Musik, die wie kreischende Insekten klingt.

»Ist das nicht einfach die allerbeste Art, Musik zu hören?«, sage ich.

»Hi, Frank«, begrüßt mich Joy freudlos.

»Wie geht's so?«

»Nicht so viel«, sagt sie und beantwortet damit eine andere Frage in ihrem Kopf.

Ich setze mich neben den Legohaufen und komme mir wie zehn vor. »Wollen wir was bauen?«

»Ich denke gerade darüber nach, dass die großen Steine aus Acrylnitril-Butadien-Styrol-Copolymeren sind und die durchsichtigen aus Polycarbonat.«

»Oh-kay.« Mir fällt auf, dass Joy etwas mit ihren Haaren gemacht hat. Nach außen ist es unverändert die schwarzbraune Hülle, doch die Schicht darunter ist limettengrün gefärbt und blitzt nur gelegentlich auf.

Sie fährt sich mit der Hand durch die Haare – grünes Aufleuchten –, dann hält sie inne und legt den Kopf schief. Gedankenverloren. »ABS oder Polycarbonate lassen sich nicht auf dem 3-D-Drucker bearbeiten. Jedenfalls nicht auf meinem. Mir fehlt die nötige Technik.«

Als sie ihre Haare loslässt, verschwindet die grüne Schicht wieder.

Joy und ich gehen beide auf die Palomino Highschool. Wir haben keine gemeinsamen Kurse. Außer den Limbos weiß niemand, dass wir uns von den Treffen kennen. Wenn wir uns auf dem Gang begegnen, werfen wir uns einen flüchtigen Blick zu und laufen weiter.

Warum verabreden wir Limbos uns eigentlich *nicht* außerhalb der Treffen?

»Lass uns einen Turm bauen«, sagt sie.

Wir verfallen in unsere alte Gewohnheit und bauen einen quadratischen Turm, dessen Farben in spektraler ROYGBIV-Ordnung ansteigen. Klack, klack, Stein für Stein. Das tun wir eine ganze Weile schweigend.

Die Partygeräusche kommen in Wellen. Als ich aufblicke, sehe ich meine Mutter um die Ecke spähen. Sie braucht nichts zu sagen. Der Blick auf mich, dann auf Joy genügt und schon liegt dieses einfältige, schiefe Lächeln auf ihrem Gesicht.

Nachdem Mom verschwunden ist, verdreht Joy heftig die Augen und stöhnt voller Inbrunst.

»Joy, willst du mich heiraten, auf dass die Häuser Li und Song endlich vereint sind?«, frage ich.

»Halt bloß die Klappe«, sagt sie schließlich und wirft einen Legostein nach mir.

Sie hat ein krasses Lachen, es klingt ein bisschen wie ein Trupp Eichhörnchen.

»Gott, bei mir ist echt die Kacke am Dampfen«, sagt sie schließlich.

»Was ist denn?«

»Wu – du kennst doch Wu.«

Natürlich kenne ich Wu. Wu ist chinesischer Abstammung, dritte Generation. Er ist knapp eins neunzig, fünf- undneunzig Kilo Kampfmuskeln; ein habichtäugiger Kriegerprinz, der sich irgendwie in die Wildnis der amerikanischen Highschool verirrt hat. Ein Blick von ihm genügt, um Mädchen öfters mal frontal gegen ihren Spind rennen zu lassen.

Wu wird mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit auf die University of Southern California in Los Angeles gehen. Schon sein Vater war auf der USC. Seine Mutter war auf der USC. Sie haben sogar USC-Nummernschildrahmen an den Autos. Sie gehen immer noch zu den Footballspielen.

Ich habe Wu und Joy mal zwischen zwei Säulen rumknutschen sehen. Wie sich ihr ovales Kinn mit seinem markanten im Takt bewegte, hat die lähmende Mischung aus Angewidertsein und Faszination bei mir ausgelöst, die man spürt, wenn man etwas sieht, von dem man weiß, dass es logischerweise existiert, von dem man aber immer angenommen hat, es nie mit eigenen Augen zu sehen.

Q steht total auf Joy. Als ein Freund, der nichts mit den Treffen zu tun hat, darf Q das.

Wus vollständiger Name lautet Wu Tang.

Jep.

Joy fährt fort. »Wu kommt mir ständig mit *Ich möchte deine Eltern kennenlernen*. Und ich ständig, *Nein*, aber er nervt immer weiter. Wir hatten deswegen diesen Riesenkrach.«

Um zu verstehen, warum das ein Problem darstellt,

ist es hilfreich zu wissen, dass historisch gesehen beinahe jedes Land in Asien irgendwann jedes andere Land in Asien gehasst hat. Die Koreaner hassten die Chinesen, und die Chinesen hassten die Koreaner, und zwar schon immer. Außerdem hassten Chinesen Japaner hassten Koreaner hassten Thais hassten Vietnamesen und so weiter. Alle verbindet eine Geschichte, irgendwo einmarschiert oder von den anderen überfallen worden zu sein. So wie die europäischen Länder Scheiße übereinander erzählen? Das gleiche Ding.

»Das ist stressig«, sage ich stirnrunzelnd.

Joy und ich sind mittlerweile bei den grünen Legosteinen angelangt. Ich halte einen in die Höhe und stelle fest, dass er dieselbe Farbe hat wie das versteckte Grün in ihren Haaren.

»Ich habe nicht bloß Jungsprobleme«, stellt Joy fest. »Ich habe das Problem, dass es ein chinesischer Junge ist.«

Koreaner hassen Chinesen hassen Koreaner hassen blabla.

»Rassisten«, sage ich.

Joy nickt bloß. Sie weiß, dass ich ihre Eltern meine.

Eigentlich ist das hier der Punkt, an dem einer von uns beiden verdammt noch mal Hanna erwähnen sollte. Aber was gäbe es da zu sagen?

Jede Menge. Aber ich habe es bis zum Erbrechen getan, so oft, dass ich es überhaupt nicht mehr zu sagen brauche. Es hängt mir so was von zum Hals raus.

Unsere Eltern sind rassistisch. Ich wünschte, die Dinge lägen anders. Ich vermisse Hanna. Unsere Eltern sind rassistisch. Ich vermisse Hanna.

Klack, klack. Wir bauen weiter, bis wir zu den violetten Steinen kommen. Ein Haufen weißer und schwarzer und brauner Steine bleibt übrig.

»Was sollen wir mit denen anfangen?«, frage ich. »Sie passen nicht ins Regenbogenspektrum.«

Es ist eine alberne und platte Metapher, und Joy schlägt mir gegen die Stirn, um mich darauf hinzuweisen.

»Hallo! Metapher, du Dulli«, sagt sie.

Danach starren wir uns bloß an.

»Fucking Eltern, Dude«, sage ich.

mehr besser

Nach der Party fährt meine Mutter uns nach Hause. Von Diamond Ranch ist es ein langer Weg zurück nach Playa Mesa. Zuerst sind die Viertel rein koreanisch, dann werden sie mexikanisch, dann chinesisch, dann schwarz, dann wieder mexikanisch und schließlich weiß.

Playa Mesa ist weiß.

Wir haben gerade mal die erste mexikanische Nachbarschaft erreicht, als mein Vater sich stumm in einen leeren Pappbecher erbricht.

»Bah«, sagt Mom. »Du trinken zu viel, Daddy.«

»Ich bin okay«, sagt mein Vater.

»Bah«, sagt Mom und lässt die Fenster runter.

Dad drückt den Deckel auf den Becher und lehnt sich mit geschlossenen Augen zurück. Oben ragt immer noch der Strohalm heraus. Es sieht aus, als hätte der Teufel einen Drink gebraut, um zu sehen, wer sich traut, einen Schluck davon zu nehmen.

Durch die Frischluft ist der Geruch nicht mehr so fies.

»Du nicht trinken wie Daddy, okay«, sagt meine Mutter über den Rückspiegel zu mir.

»Okay, Mom«, sage ich.

»Einmal, ein Mann, er trinken ganzen Abend, trinken viel viel zu viel? Er schlafen, er brechen, er ersticken in Schlaf? Er sterben.«

Die Story kenne ich schon. »Das ist scheiße.«

»Wirklich nicht trinken, okay?«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Mom.«

Und das braucht sie wirklich nicht. Ich hatte in meinem ganzen Leben ungefähr zwei Drinks und keinen davon habe ich ausgetrunken. Das gilt auch für Brudi Q, seine Schwester Evon oder meine anderen Freunde. Keiner von uns trinkt, wir sind alle im Advanced-Placement-Programm, kurz AP, das heißt, wir büffeln an der Highschool bereits auf College-Niveau und werden deshalb nicht zu Partys und den damit einhergehenden Gelegenheiten, sich volllaufen zu lassen, eingeladen. Aber selbst dann würden wir nicht trinken.

Wir sind APs oder Apeys oder Alpha-Pauker. Wir gehen nicht zu Bier- oder Komasaufpartys. Statt zu feiern, suchen wir uns lieber leere Parkplätze, wo wir um Mitternacht *Rosencrantz und Guildenstern sind tot* mit verteilten Rollen lesen. Wir quetschen uns in mein Auto – einen noch fast neuen Consta mit Vorderradantrieb und ohne elektrische Fensterheber – und fahren die halbe Strecke nach Las Vegas, bloß, um uns am makellos schwarzen Wüstenhimmel ausgiebig einen Meteorschauer oder das Schwertgehänge des Orion anzusehen. Nur so zur Info: Wir fahren nie bis Vegas. Was immer in Vegas abgeht, soll in Vegas wasimmern, wen interessiert das schon. Wir fahren lieber nach Hause zurück und machen uns Gedanken,

ob es außerhalb der Erde Leben gibt oder ob wir jemals Aliens kennenlernen werden oder ob die uns einfach ignorieren, weil wir immer noch so peinlich unzivilisiert sind, oder ob das Fermi-Paradoxon zutrifft und wir tatsächlich die einzig intelligenten Lebewesen im gesamten Universum sind.

Es ist nur sehr wenig Verkehr – bloß ein Lichterstrahl, der mit fünfundachtzig Meilen an uns vorbeizischt –, und schon sind wir im chinesischen Viertel. Mein Vater weist uns darauf hin.

»Das jetzt alles Chinesen«, sagt er. »Früher Mexikaner, jetzt alles Chinesen. Sie nehmen Beschlag alles. Da, Schild sagen HONG FU XIAN blablabla, hahaha.«

»Chang-chong-ching-chong«, sagt Mom und lacht ebenfalls.

»Leute«, sage ich.

»Alles sie essen«, sagt Dad. »Schweiniohr, Schweinischwanz, Hühnerfüße, alles sie essen.«

Statt mir an den Kopf zu fassen, verschanze ich mich hinter hochgezogenen Knien. Koreaner essen ebenfalls *Anführungszeichen-komisches-Anführungszeichen* Zeug: Seegurken, lebenden Tintenfisch, Eichelgelee, was alles köstlich schmeckt. Weiße Menschen, schwarze Menschen, Inder, Jamaikaner, Mexikaner, *Menschen-Menschen* essen komische köstliche Sachen.

Doch als ich das sagen will, bringe ich keinen Ton heraus. Es ist sowieso sinnlos. Meine Eltern haben einfach diese fixe Idee, Koreaner wären etwas Besonderes.

»Ching-chong-chang-chang?«, wiederholt meine Mutter.

Mein Vater lacht und versucht, sein Höllengesöff gerade zu halten, und einen Moment lang kann ich mir vorstellen, wie die beiden vor Hanna und mir waren. Es ist seltsamerweise ein liebenswertes Bild. Mom-n-Dad, wie sie zärtlich auf Koreanisch miteinander turteln, wovon ich bis auf das erschreckende Auftauchen des Wortes *jjangkkae* (was *Schlitzauge* bedeutet) das meiste nicht verstehen kann.

Wäre ich ein normaler Jugendlicher, würde ich mich in meinen Affenspiegel (so nennt Q Smartphones) vertiefen und schieß Likes zu schieß Feeds abgeben, vielleicht ein paar Beats machen, falls mir gerade kreativ zumute sein sollte. Allerdings würde mir dann schlecht werden beim Autofahren. Insoweit kann ich es nur aussitzen und die rassistischen Kommentare über mich ergehen lassen.

»Ihr zwei seid echt Rassisten«, sage ich stattdessen.

Ich bin so an ihren Rassismus gewöhnt, dass ich mich nicht mal mehr überwinden kann, mit ihnen darüber zu streiten. Es wäre ungefähr so, als würde man dem Wind befehlen, die Richtung zu ändern. *Euch ist schon klar, dass die Vereinigten Staaten von Nicht-Koreanern bevölkert waren, bevor ihr kamt, oder?*, habe ich früher gesagt. *Euch ist schon klar, dass Korea dieses kleine Hutzelland und die Welt voller Menschen ist, über die ihr kaum etwas wisst, oder?*

Mit meinen Eltern zu diskutieren, ist sinnlos, weil der Wind immer in die Richtung wehen wird, die ihm seine eigene vertrackte Windlogik eingibt. Bloß ein Wahnsinniger würde versuchen, sie zu ändern. Vor allem, wenn sie

die Diskussion mit ihrer *Bloß-ein-Witz*-Ausrede beenden.
Wie jetzt:

»Nicht Rassist«, sagt meine Mutter gekränkt. »Wir machen nur Witz.«

»Joy Song hat einen chinesischen Freund, dritte Generation«, sage ich.

Aber natürlich sage ich nichts dergleichen. Sobald Joys Mutter einen Anruf von meiner bekäme, und darauf kann man bei meiner Mutter Gift nehmen, würde eine solche Bemerkung Joy das Leben zur Hölle machen. Und dann würde sie in ihrem Hobbylabor eine Drohne bauen und ihr befehlen, mich im Schlaf mit Lasern kaltzumachen.

Aber einen Teil von mir juckt es, trotzdem was zu sagen. Schließlich leben wir in Amerika. Abgesehen davon, will ich meine Eltern zum Nachdenken zwingen. *Wusstet ihr, würde ich sagen, dass koreanischstämmige Amerikaner nur 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen? Habt ihr darüber nachgedacht, bevor ihr herkamt? Habt ihr geglaubt, ihr könntet den anderen 99,5 Prozent dieses Landes lange aus dem Weg gehen?*

Ich sage nichts dergleichen, sondern rede über Q.

»Was, wenn Q chinesisch wäre? Würdet ihr vor ihm dann auch diese *Ching-chong*-Nummer abziehen?«

»Nein«, sagt meine Mutter. Und sieht fast beleidigt aus.

»Dann also nur hinter seinem Rücken.«

»Nein, Frank.«

»Bezeichnet ihr Q hinter seinem Rücken als *Geom-dungī*?«

»Frank, *aigu!*« Mom funkelt mich im erleuchteten Schrägstrich des Rückspiegels böse an.

